

Nach Feierabend  
2014

Herausgegeben von

David Gugerli, Michael Hagner, Caspar Hirschi, Andreas B. Kilcher,  
Patricia Purtschert, Philipp Sarasin, Jakob Tanner unter Mitarbeit  
von Florian Kappeler

# Nach Feierabend

Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 10

Erzählen

diaphanes

Publiziert mit freundlicher Unterstützung des Zentrums  
»Geschichte des Wissens«, gemeinsam getragen von ETH und Universität Zürich.  
[www.zgw.ethz.ch](http://www.zgw.ethz.ch) / [www.zgw.uzh.ch](http://www.zgw.uzh.ch)

Redaktion: Kijan Espahangizi

ISSN: 2235-4654

ISBN: 978-3-03734-712-6

© diaphanes, Zürich-Berlin 2014

[www.diaphanes.net](http://www.diaphanes.net)

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: Zedit, Zürich

Druck: Steinmeier, Deiningen

# Inhalt

Editorial	7
-----------	---

## Erzählen

Satya P. Mohanty Die Dynamik literarischer Referenz Narrativer Diskurs und gesellschaftliche Ideologie in zwei indischen Romanen des 19. Jahrhunderts	15
--	----

Christina Brandt »We feel«, »we see«, »we must« Über Figurationen biowissenschaftlicher Autorschaft	31
---	----

Yvonne Wübben Ein moderner Roman? Erzählstrategien in Psychiatrie-Lehrbüchern des 19. Jahrhunderts	59
---	----

Liliane Weissberg Konversion: Eine Wortgeschichte Zur Begriffsbildung bei Sigmund Freud	87
---	----

Alexander Honold Der ethnografische Roman	107
--	-----

Stefan Rieger Manifest Zur Logik einer Erzählform	133
---	-----

## Lektüre

Donna Haraway Semantik Schlichter_Zeuge@Zweites_Jahrtausend FemaleMan@_trifft_OncoMouse™	155
---	-----

Florian Kappeler Narrations of Knowledge@21st Century Für eine politische Wissensgeschichte mit Donna Haraway	159
---	-----

■■■■ Gespräch

Die Wörter und die Geschichten  
Ein Gespräch mit Jacques Rancière 185

Autorinnen und Autoren 193

## Editorial

Wissen ist wesentlich auch ein Erzeugnis von Erzählen. – Diese weitreichende Feststellung mag angesichts der gegenwärtig verbreiteten Rede von »Narrativen« in den Kultur- und Geisteswissenschaften zunächst selbstverständlich erscheinen. Jedoch wird der teils inflationär verwendete Begriff bei genauerem Hinsehen häufig unreflektiert und entsprechend ungenau eingesetzt. Eben dieser Umstand verlangt nach Kritik und nach Klärung. Die diesjährige Ausgabe von *Nach Feierabend* setzt genau hier ein: Sie will dazu beitragen, die spezifischen *epistemologischen* Funktionen des Erzählens für das Wissen sowohl theoretisch als auch exemplarisch zu erhellen. In der Tat gilt es insbesondere, die Rolle des Erzählens bei der Konstituierung von Wissen genauer zu untersuchen. Während die Rhetorik und Semiotik Wissen als Produkt sprachlicher Repräsentationen und Symbolisierungen begreifen, analysiert die Narratologie die erzählerische Gestaltung und Sequenzierung von Wissen.

Das kritische Reflexionspotenzial der *epistemologischen* Funktion des Erzählens lässt sich an einem *literarischen* Beispiel demonstrieren, ist es doch die Literatur, die sich durch eine gesteigerte Aufmerksamkeit für das Erzählen auszeichnet: So steht etwa Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* (1930) stellvertretend für eine literarische Moderne, die jenseits der einfachen narrativen Ordnungen nach grundlegend neuen Erzählformen sucht. Dem Intellektuellen Ulrich, Protagonist von Musils Roman, fällt bereits am Vorabend des Ersten Weltkrieges auf, »daß das Gesetz dieses Lebens, nach dem man sich, überlastet und von Einfalt träumend, sehnt, kein anderes sei als das der erzählerischen Ordnung! [...] Es ist die einfache Reihenfolge, die Abbildung der überwältigenden Mannigfaltigkeit des Lebens in einer eindimensionalen [...]; die Aufreihung alles dessen, was in Raum und Zeit geschehen ist, auf einen Faden, eben jenen berühmten ›Faden der Erzählung‹ [...]. Ulrich bemerkte nun, daß ihm dieses primitiv Epische abhanden gekommen sei, woran das private Leben noch festhält, wobei öffentlich alles schon unerzählerisch geworden ist und nicht einem ›Faden‹ mehr folgt, sondern sich in einer unendlich verwobenen Fläche ausbreitet.«<sup>1</sup>

Musils Ulrich weiß, dass Erzählungen, die historische Ereignisse zu einfachen Zeitreihen verknüpfen, nicht geeignet sind, die Komplexität moderner Gesellschaften zu erfassen. Wenn aber schon der Mann ohne Eigenschaften auf die Inkongruenz des simplen Erzählens mit der Realität moderner Öffentlichkeiten insistiert, um wie

viel mehr dürfte dieser Befund auf die Darstellung der Strukturen und Geschichten postmodernen Wissens zutreffen. Ein einfaches, lineares Erzählen wäre demnach eine allzu naive und den Formen des Alltagsbewusstseins nachgebildete Weise, Wissen zu ordnen. Molekülstrukturen, Weltkriege oder Rechtssysteme lassen sich, so scheint es, nicht so einfach erzählen, sondern erfordern komplexere analytische und auch erklärende Ansätze. Insofern diese Wissensobjekte nicht mehr im klassischen Sinne erzählbar sind, verlangen sie also nach einer kritischen und elaborierteren Narratologie. Wie aber ist ein solches anspruchsvolleres Erzählen für postmodernes Wissen denkbar? Und wie verhält es sich insbesondere mit Wissensdisziplinen wie der Psychoanalyse oder der Geschichtswissenschaft, in denen das Erzählen eine herausragende Rolle spielt, dabei in Form und Funktion stark variiert und längst Gegenstand mannigfaltiger Reflexion ist?

Diese Frage lässt sich insbesondere für die Geschichtsschreibung stellen – und exemplarisch in aller Kürze beantworten. Die Historiografie arbeitet seit jeher mit der Voraussetzung, dass die Welt erzählt werden muss, um verstanden zu werden. Doch gerade dieses Verständnis des Erzählens hat beträchtliche Verschiebungen erfahren. Historiker\_innen haben lange Zeit dezidiert und selbstbewusst erzählt, weil sie überzeugt waren, dass sich das historisch je Individuelle und Singuläre nur durch sein Geworden-sein begreifen und erzählerisch demnach als Geschichte darstellen lässt. In den 1960er und 1970er Jahren wurde diese Überzeugung jedoch zunehmend in Frage gestellt. Zum einen haben sich damals – um nur zwei prominente Beispiele zu nennen – die deutsche Sozialgeschichte und auch die französische *nouvelle histoire* in verschiedenen Formen und Ansätzen gegen das von ihren ›Vätern‹ oft meisterhaft beherrschte Erzählen des Gewesenen gewandt. Sie haben sich nicht nur von den Geschichten ›großer‹ Männer und ›großer‹ Ereignisse ab- und dem Kleinen und den Vielen zugewandt, sie haben auch begonnen, die langlebigen gesellschaftlichen Strukturen und großen Zeiträume, die unterschwelligen Veränderungen und kaum merklichen Trendwenden zu beschreiben. Die neuen Historiker\_innen haben ihr Interesse auf das gerichtet, was weder das Auge der Zeitgenossen\_innen noch der Bericht der Nachgeborenen erfasst hatte.

War das Erzählen damit angesichts der Komplexität der Welt und der Nachhaltigkeit der Strukturen endgültig als alteuropäische Illusion entlarvt? Gegen eine solche Vermutung spricht einiges. Abgesehen davon, dass historische Romane als geschichtsschreiberische Massenware weiterhin hemmungslos und durch keinerlei »Methodenreflexion« gebremst der Erzähllust für das bis heute größere Publikum frönen, wurde auch unter den ernstzunehmenden Geschichtsschreiber\_innen das Erzählen keineswegs für tot erklärt. Folgt man etwa Jacques Rancière<sup>2</sup>, so war die *nouvelle histoire* bei all ihrer Kritik an der traditionellen historischen Erzählkunst



auch ein Versuch der Innovation. Diese französischen Historiker\_innen arbeiteten ebenso wie die literarische Moderne an einer Erneuerung des historischen Erzählens, in der unter historischen Subjekten nicht mehr allein Herrscher\_innen, sondern auch Meere und Massen und unter Ereignissen nicht nur Schlachten und diplomatische Akte verstanden wurden, sondern ebenso Überflutungen und soziale Umstrukturierungen. Neuere historiografische Werke wie Marcus Redikers und Peter Linebaughs *The Many-Headed Hydra* (2000) knüpfen daran an und erzählen mittlerweile vielstimmige transatlantische Geschichten von Meeresströmungen und subalternen Subjekten.

Der Verdacht liegt nahe, dass das Erzählen trotz aller Kritik weiterhin den Kern der Geschichtsschreibung – ja aller historischen Wissenschaften – ausmacht und damit diejenige ausgezeichnete Form darstellt, in der wir uns über die Geschichte der Welt Rechenschaft geben. Das jedenfalls war eine These, die just in der Zeit des *take off* der Sozialgeschichte wie ein Hieb in eine offene Flanke traf: Alle Historiker\_innen, so der Geschichtstheoretiker Hayden White 1973, ob sie nun im Stil des Historismus Geschichten erzählen oder in sozialgeschichtlicher Weise Strukturen beschreiben, folgen unweigerlich narrativen, ja literarischen Mustern und Plotstrukturen. Hayden White hat die Geschichtswissenschaft daran erinnert, dass es für die Darstellung historischer Epochen, Singularitäten und Sachverhalte keine Alternative zur Erzählung gibt – und dass sich diese nicht grundsätzlich und vollständig gegen literarische Formen des Erzählens abgrenzen, ja absichern lässt, wie es die wissenschaftliche Geschichtsschreibung seit Ranke mit großer Anstrengung versucht.

Zumindest also was die Geschichtswissenschaft betrifft, ist die Lage seit Hayden White unübersichtlich. Die Debatte darum, ob den Texten von Historiker\_innen notwendigerweise literarische Muster und metaphorische Strukturierungen zugrunde liegen, mag weitgehend vererbt sein, doch die eigentliche Problematik bleibt bestehen: Die selbsternannten Realist\_innen in der Geschichtswissenschaft beharren auf der Möglichkeit, die vergangene Wirklichkeit zu rekonstruieren und in einer Art Tatsachen-Erzählung wiederzugeben, andere gehen nicht zuletzt mit Michel Foucault davon aus, dass alle Geschichtsschreibung nichts anderes als Erfindungen produziert – ob diese nun im narrativen Gewand daherkommen oder aber als analytische Untersuchungen auftreten.<sup>3</sup>

Wenn also traditionelle Formen des Erzählens um die Mitte des 20. Jahrhunderts in die Defensive gerieten, und wenn man diese traditionellen Formen des Erzählens in Wissenschaft wie Literatur als archaische Techniken teils verwarf und ein grundlegend erneuertes Erzählen forderte, wie kann die Lage heute, nach dem *narrative turn* beurteilt werden? Haben wir wieder gelernt, Wissen zu erzählen,

oder verlernen wir es im Zeitalter digitaler Geisteswissenschaften erneut? Regredieren wir, »überlastet und von Einfalt träumend«, auf jene Sehnsucht nach simplen erzählerischen Ordnungen, die schon Musils Ulrich kritisierte? Oder kommt es – etwa mit dem Hypertext und der Digitalisierung auch der Geisteswissenschaften – zu einer neuen Verabschiedung – oder aber Überbietung – des Narrativen? Ja, brauchen wir komplexere Erzählformen des Wissens?

Die in diesem Band versammelten Beiträge analysieren Form und Funktion des Erzählens – verstanden als ein konkreter sprachlicher, inszenierender, gliedernder Vorgang – für die Konstitution und Zirkulation von Wissen. Dabei geht es uns nicht um eine klassische literaturwissenschaftliche Theorie des Erzählens, wie sie insbesondere im Strukturalismus entwickelt und in der Literaturwissenschaft für die Erzähltextanalyse maßgeblich wurde. Wir streben auch nicht an, eine allgemeine Theorie des Erzählens zu entwickeln, wie sie zuletzt Albrecht Koschorke in *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie* (2013) vorgelegt hat. Vielmehr gilt es, die spezifische Verschränkung von Wissen und Erzählen in den Blick zu nehmen, die Narratologien des Wissens ebenso wie die Epistemologien des Erzählens.

Dieses doppelte Interesse spiegelt sich im Debattenkontext wider: Zum einen diskutieren die Kulturwissenschaften sowie eine kulturwissenschaftlich erweiterte Literaturwissenschaft über das Verhältnis von Wissen und Literatur. Zum anderen zielt die methodologische Selbstreflexion unterschiedlicher geistes-, sozial- und naturwissenschaftlicher Disziplinen auch auf Fragen der Darstellung von Wissen. Die spezifische Akzentuierung des vorliegenden Bandes zeigt sich auch im Verhältnis zu diesen beiden Kontexten: Im Gegensatz zu einer *Poetologie des Wissens*, wie sie in der jüngeren Kultur- und Literaturwissenschaft meist verstanden wurde, konzentriert sich unser Interesse am Erzählen weder auf die Genres und Darstellungsformen bei der Fabrikation von Wissensobjekten noch auf die Analyse rhetorischer Techniken. Das Erzählen der Literatur (im Unterschied zur klassischen Dichtung) ist auch nicht als autonome und distinktive künstlerische Praxis zu verstehen, sondern allgemeiner als textuelle Ausgestaltung von Ereignisverknüpfung und Subjektpositionierung in der zeitlichen Sequenzierung in verschiedensten Bereichen der Wissensproduktion und Wissenszirkulation.

Die wissenstheoretische Selbstreflexion der Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften schließt auf der anderen Seite zwar länger schon eine gesteigerte Aufmerksamkeit für die Rolle sprachlicher und bildlicher Darstellung ein; so insbesondere in der Untersuchung der Rolle der Rhetorik in den Wissenschaften, auf die – in der Folge Nietzsches – namentlich der Poststrukturalismus aufmerksam gemacht hat.

Doch wurden hier gerade die konkreten Erzählpraktiken eher ausgeklammert. Der vorliegende Band geht hingegen von den elementaren Erzählvorgängen aus und legt dabei das Augenmerk auf deren spezifische Funktion in der Konstitution und Zirkulation von Wissen.

*Andreas Kilcher, Florian Kappeler und Philipp Sarasin  
Zürich, im Juli 2014*

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften, I. 1 u. 2. Buch*, Reinbek 2001, S. 650.
- <sup>2</sup> Jacques Rancière: *Die Namen der Geschichte. Versuch einer Poetik des Wissens*, Frankfurt/M. 1994, insb. S. 7–40.
- <sup>3</sup> Vgl. dazu Michel Foucault: »Gespräch mit Ducio Trombadori«, in: ders.: *Dits et Ecrit. Schriften*, Bd. 4, hg. von Daniel Defert und François Ewald, Frankfurt/M. 2005, S. 51–118.

